

Klaus Eickhoff

Unterwegs fand ich nach Hause

Stationen einer Durchreise

SCM Hänsler

Inhalt

Vorwort »Schreib das doch mal auf!«	7
1. Das Tagebuch meiner Mutter	9
2. In Berlin, der Stadt des Führers	21
3. Senne 1 – mein Wurzelboden	51
4. Umbruch und Aufbruch.....	105
5. Wieder in Berlin.....	125
6. Im Westen viel Neues	155
7. St. Marien in Uelzen	179
8. USA	209
9. Österreich.....	219
10. Bilanz.....	257
Anmerkungen.....	268

2.

In Berlin, der Stadt des Führers



Todesahnung und ein gelber Stern

In Berlin wurde ich im Jahre 1942 eingeschult. Meine Mutter war nicht dabei. Wegen ihrer Berufstätigkeit konnte sie mich nicht begleiten. Damals habe ich mich im Stich gelassen gefühlt. Der erste Schultag, so viele Gesichter, alle und alles fremd.

Wir saßen schon auf unseren Plätzen, da hieß es, wir seien in den falschen Raum geraten. »Schnell, schnell raus und ins nächste Klassenzimmer!«, rief die Stimme eines Lehrers. Es folgte ein zähes Geschiebe, denn alle wollten zugleich. Schüchtern, wie ich war, wurde ich mitgerissen, ohne mich irgendwie gegen irgendwen zu behaupten. Der breite Strom zukünftiger Schulkameraden spülte mich vor die Tür des anderen Klassenraums. Die war für diese Strombreite zu eng. Hilflos hing ich in der Menge. Ein Lehrer, mit einem langen Stock bewaffnet, lauerte bereits. Gedränge von Kindern mögen Lehrer wohl nicht. Er nahm das Ding und ließ es blindlings auf den Strom der heranrückenden Kinder niedergehen.

Ich weiß nicht, ob er noch jemand anderen getroffen hat. Jedenfalls landete das äußerste Stockende zielgenau auf dem Nagel meines rechten Zeigefingers. Der zeigte sich unver-



Meine Einschulung in
Berlin Mitte, 1942



züglich beleidigt, lief rot an und plusterte sich auf, wurde immer dicker. Mir tat er höllisch weh. Das war mein erster Schultag.

Schließlich und endlich saßen wir alle da, wo wir nach einem höheren Plan wohl hingehörten. Das heißt: Nicht alle. Einer fehlte. Die Klassentür wurde aufgerissen. Zwei Männer und eine Frau zerrten den Jungen herein. Der schrie so schrecklich, dass ich meine, sein verzweifertes Brüllen noch heute zu hören. »Nein! Nein! Nein!«, hallte es durchs Gebäude. Die Frau war seine Mutter. Anstatt ihr Kind zu retten, stieß sie es mit Hilfe der beiden Männer in sein Unglück. Sie drückten den Jungen auf einen leeren Platz. Der Schreihals gab auf, legte seine Arme auf den schmalen Tisch vor ihm und vergrub sein Gesicht. Er schluchzte, schluchzte, schluchzte. Die drei verließen das Klassenzimmer. Das Schluchzen wurde weniger, bis es verstummte. Ich wusste, dass es in ihm leise weiterweinte. Es gibt ein Weinen, das niemand hört.

Am nächsten Tag war er wieder da, ohne Gezeter und Geschrei, wie ein wildes Pferd, dass sie zahm geritten haben. Wir erfuhren, dass er Günter hieß. Wie wir alle war er einmal rau und frech, dann wieder still und folgsam. Ein normaler Junge unter normalen Jungen.

In den großen Pausen war jedes Herumtollen auf dem Schulhof verboten. Ballspielen? Kein Gedanke! Wir mussten uns zu viert aufstellen. Eine Viererreihe hinter der anderen. Dann marschierten wir im Kreis im Innenhof der Schule. Nicht rennen! Nicht stehen bleiben! Gehen! Wenn einer stehen blieb, war jemand da, der ihn alsbald in Gang setzte.

Hätten wir doch toben dürfen! Vielleicht wäre es nicht passiert.

An den Außenwänden des dreiteiligen roten Backsteingebäudes war ein Baugerüst errichtet worden. Wenn ich aus dem Fenster unseres Klassenzimmers sah, konnte ich ein Stück vom Gerüst an unserer Außenwand gut sehen. An der gegenüberliegenden Hausseite zeigte es sich in voller Breite, wie ein

Riesenkrake, der uns alle in den Griff kriegen wollte. Es wäre ein Leichtes gewesen, durch ein offenes Klassenfenster auf das Ungetüm zu steigen. Doch das wagte keiner. Doch halt, einer hatte es gewagt. Man sagte, Günter wäre in der Pause unbemerkt ins Klassenzimmer zurück und durchs Fenster geklettert. Einige haben ihn von unten gesehen. Dann sei er wohl ausgerutscht. Vielleicht aber ...

Erst hieß es, er läge im St. Hedwigs-Krankenhaus. Dann sagte unser Lehrer: »Günter ist gestorben.« Möglicherweise hat er sich nur austoben wollen, weil auf dem Schulhof Disziplin so furchtbar wichtig war, wichtiger als wir Schüler.

»Ob er geahnt hat, dass er in der Schule sterben würde?«, habe ich meine Mutter gefragt. »Warum hat er am ersten Tag so geschrien?« Sie wüsste es nicht, sagte meine Mutter.

Mein Nebenmann hieß Jakob, ein zutrauliches Kerlchen mit einem gelben Stern an seinem Jäckchen. Das war etwas Besonderes, so einen hätte ich auch gerne gehabt.

Jakob hatte in seiner Butterbrotschachtel stets eine Essiggurke dabei. Gleich am Morgen des ersten regulären Schultages hielt er sie mir hin: »Willst Gurrke? Kannst abbeißen! Na willst?« Ich habe im späteren Leben niemanden getroffen, der so schön »Gurrke« sagen konnte. In den nächsten Tagen hat er sein Anerbieten mir gegenüber resigniert eingestellt. Bis heute esse ich fast alles, nur keine Essiggurken. Wie gesagt, den gelben Stern hätte ich gern genommen. Den aber konnte er mir nicht geben. Der war angenäht. Eines Tages kam Jakob nicht mehr. Er wäre verreist, wurde uns erzählt. Das war die Wahrheit. Trotzdem war es gelogen. Der Platz neben mir blieb leer.

Die Bombe, die dich trifft, hörst du nicht

Wir wohnten in Berlin, N4, Auguststraße 22. Nicht weit von zu Hause war der Koppenplatz. Da hatte ich als Vierjähriger



im riesengroßen Sandkasten gespielt. Habe lange nicht gewusst, dass unter dem Platz ein Luftschutzkeller war!

Wenn die Nacht ihre schwarze Decke über die Stadt ausgebreitet hatte, ging es los. Das Sirenengeheul hat mich im Tiefschlaf einfach nicht erreicht. Mutter musste deshalb Mittel und Wege finden, mich aus meinen Träumen zu reißen. Sie stand an meinem Bett und schüttelte mich: »Klaus! Fliegeralarm! Ab in den Luftschutzkeller!«

Während meine Mutter mich anzog, versuchte ich im Stehen weiterzuschlafen. Nachdem sie die Aktenmappe mit den wichtigen Papieren im Griff hatte, packte sie mich. Wir hasteten in den Bunker, der unter meinem Sandkasten auf dem Koppenplatz lag!

Einmal waren wir spät dran. Die Amis warfen schon ihre Leuchtbomben ab. Damit wurde die Stadt hell gemacht. Die Berliner nannten diese Leuchten »Christbäume«. In der Regel warfen die Flieger danach ihre Sprengbomben. Diese deckten Dächer ab und zerstörten Fenster. Anschließend entluden die feindlichen Geschwader ihre Brandbomben, die eine verheerende Wirkung entfalten konnten. Sie enthielten eine phosphorartige Chemikalie. Durch den Aufprall entzündete sie sich und war dann nicht mehr zu löschen. So haben sich in vielen Städten tödliche Feuerstürme ausgebreitet.

Wir waren also spät dran. Ich sehe sie am dunklen Himmel, die »Christbäume«, die nicht nur uns den Weg erhellten, sondern auch den Fliegern die Ziele für ihre tödliche Last markierten. Der Luftschutzwart sah uns, rief zur Eile und schloss hinter uns die schwere Tür.

In einer Nacht, während ich im Bunker schlief, hatte es ein Amerikaner, der weit über den Dächern Berlins unterwegs war, doch glatt geschafft, mich wach zu kriegen. Die Bombe, die er auf uns abgeworfen hatte, heulte so laut, dass meine Mutter mich gar nicht erst wecken musste. Das Ungetüm ging in der Nähe runter und es gab ein Riesengetöse. Ich glaube, dass sogar die Wände des Bunkers gezittert haben. Vielleicht

aber waren das auch die Erwachsenen, deren panische Angst sich auf uns Kinder übertrug. Gezittert jedenfalls hat was!

»Wenn man das Pfeifen einer Bombe hört«, wusste ein alter Mann zu beruhigen, »muss man keine Angst mehr haben. Dann ist keine Gefahr.«

Das habe ich in jener Nacht gelernt: Die Bombe, die dich trifft, hörst du nicht. Von da an hatte ich Angst, wenn nichts zu hören war. Stille kann schön sein. Aber es gibt auch eine, die gespenstisch ist. Ich fürchtete mich. Weil man aber nicht ständig Angst haben kann, ließ ich mich von meiner Mutter wieder in den Schlaf summen.

Irgendwann weckte sie mich: »Die Bomber sind weg. Wir können gehen.« »Sind alle abgeschossen?« »Alle abgeschossen.« »Dann kommen sie morgen nicht wieder?«, fragte ich hoffnungsvoll. »Ich glaube, die haben noch mehr. Aber jetzt ab nach Hause.«

60 Jahre später werden meine Frau Renate und ich in den Vereinigten Staaten amerikanische Freunde in Florida treffen. Sie laden uns zu einem besonderen gesellschaftlichen Ereignis in Fort Myers ein, das mit einem gepflegten Dinner beginnen soll. Nach freundlicher Begrüßung werden wir an einen runden, festlich gedeckten Tisch geleitet. Da sitzt schon ein Ehepaar, das mir älter vorkommt, als wir es sind. Wir sind 68. Der übliche Smalltalk beginnt.

»Ach, Sie sind Deutsche? Nun wohnen Sie in Österreich? Wie schön! Wir kommen ursprünglich aus Nebraska, aber leben jetzt hier. Die Sonne, verstehen Sie, die Sonne. In Österreich sind wir schon zweimal gewesen«, erzählt die Frau, »beautiful country!«

Dann meldet sich der Ehemann: »In Deutschland war ich auch schon einmal. Genauer gesagt, ich war mehrmals über Deutschland.« Er wäre im Zweiten Weltkrieg als junger Soldat bei der Air Force gewesen, der Luftwaffe. Mehrere Male habe sein Geschwader auch Einsätze über Berlin geflogen.

